

Wolfgang Huber

**Predigt im Ökumenischen Festgottesdienst
zu „625 Jahre Ruperto Carola“**

am 26. Juni 2011 in der Peterskirche zu Heidelberg

Die Bergpredigt und das Hohe Lied der Liebe, die Weisheit Salomos und die Torheit des Kreuzes, Hiobs Weisheit im Leiden und die spielende Weisheit: alles schon besetzt. Das stellte ich resigniert fest, als mich die Aufforderung erreichte, den heutigen Festgottesdienst in die Reihe der Universitätsgottesdienste dieses Sommersemesters einzufügen, die alle dem Thema der Weisheit gewidmet sind. Dafür sollte ich einen Predigttext auswählen, auf den sich nicht bereits einer der Prediger dieser Universität gestürzt hatte. Sie hatten das Recht des ersten Zugriffs, ich das Nachsehen.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich das sportliche Prinzip der Fairness geltend machen sollte. An dem Tag, an dem nicht nur 625 Jahre Ruperto Carola gottesdienstlich zu feiern sind, sondern auch die Fußballweltmeisterschaft der Frauen eröffnet wird, liegt das nahe. Aber ich besann mich eines Anderen. Die biblische Weisheitsliteratur ist zu reich, als dass man sich wegen fehlender Auswahlmöglichkeiten beschweren könnte.

Ich hatte also das Nachsehen in einem ganz anderen Sinn und sah in den Sprüchen und dem Prediger Salomo nach, endete dann aber bei einem eher unbekanntem Weisheitslehrer des Alten Testaments, bei Jesus Sirach. So unbekannt ist er, dass eine

Verlagsanzeige unlängst ein Buch ankündigte, das sich mit einem Jesus von Sirach beschäftige. Da war wohl die Erinnerung an den einstigen Reichsjugendführer Baldur von Schirach dazwischen gekommen. Mit dem aber hat Jesus Sirach, manchmal auch Ben Sira genannt, nichts zu tun. Vom Jahrhundert der Weltkriege und Diktaturen ist er weit entfernt. Ob er uns helfen kann, wenn wir dieses Jahrhundert nicht nur politisch, sondern auch geistig hinter uns lassen wollen?

Sein Buch steht am Rande des Alten Testaments. Man kann es zu den Orchideenbüchern der Heiligen Schrift rechnen. Es ist vielleicht nicht exzellenztauglich, aber es stellt uns wunderbare Blumen vor Augen. Im 1. Kapitel des Buches Jesus Sirach heißt es:

Alle Weisheit kommt von Gott dem Herrn und ist bei ihm in Ewigkeit. Wer kann sagen, wie viel Sand das Meer, wie viel Tropfen der Regen und wie viel Tage die Welt hat? Wer kann erforschen, wie hoch der Himmel, wie breit die Erde, wie tief das Meer ist? Wer kann Gottes Weisheit ergründen, die doch allem voraufgeht? Denn seine Weisheit ist vor allem geschaffen; sein Verstand und seine Einsicht sind von Ewigkeit her. Das Wort Gottes in der Höhe ist die Quelle der Weisheit, und sie verzweigt sich in die ewigen Gebote. Wem sonst wäre die Wurzel der Weisheit aufgedeckt, und wer könnte ihre geheimen Gedanken erkennen?

Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit, und wer sie erblickt, der liebt sie; denn er sieht, welch große Wunder sie tut. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und seinen Getreuen ist sie ins Herz gelegt. Sie geht einher mit den auserwählten Frauen, und man findet sie bei den Gerechten und Gläubigen. Die Furcht

des Herrn ist der rechte Gottesdienst; der behütet und macht das Herz fromm und gibt Freude und Wonne. Wer den Herrn fürchtet, dem wird's gut gehen; und am Ende seines Lebens wird er gesegnet sein.

In einprägsamen Bildern, in geschlechtergerechter Sprache (denken Sie an die „auserwählten Frauen“, in überschwänglicher Freude lädt dieser Abschnitt zur Weisheit ein. Er sieht ihren Kern in der Furcht Gottes. Er ermutigt deshalb zu einer Heuristik der Furcht, zu einer Findelehre der Gottesfurcht. Das sind drei höchst befremdliche Ideen, befremdlich zumal für ein Universitätsjubiläum.

Zunächst das Lob der Weisheit. Auf der Fahrt von Berlin nach Heidelberg half die Deutsche Bahn den Fahrgästen über ihre gegenwärtige Verspätungsneigung mit Lektüregeschenken hinweg. „Lesen verkürzt die Fahrzeit“ heißt die aufmunternde Parole. Zwischen Wilhelm Buschs „Max und Moritz“ und den Gedichten Robert Gernhardts durfte ich wählen. Ich folge dem Vorbild eines jungen Mannes, der mit mir im Abteil saß, konnte mich wie er nicht entscheiden und erhielt beide Bücher. Für das Thema der Weisheit war die Lektüre untauglich. Von Gernhardts Hadern mit Gott will ich in dieser Predigt schweigen; aber auch was man bei Wilhelm Busch über die Weisheit liest, ist nicht erbaulich. Heißt es doch bei Wilhelm Busch über Max und Moritz, dass sie „anstatt durch weise Lehren / sich zum Guten zu bekehren, / oftmals noch darüber lachten / und sich heimlich lustig machten.“ Inzwischen macht man sich über die Weisheit nicht mehr heimlich lustig; es geschieht vielmehr in aller Öffentlichkeit. Wissen ist Macht, Weisheit ohnmächtig. Dabei verhilft

doch erst die Weisheit dazu, mit erworbenem Wissen angemessen umzugehen. Denn als Weisheit lässt sich die „auf Erfahrung beruhende Fähigkeit“ bezeichnen, „erworbenes Wissen richtig anzuwenden“ (Otto Kaiser). Die Einsicht, dass solche Weisheit notwendig ist, klingt in modernen Theorien des Wissens nur dann und wann zaghaft an – etwa, wenn neben dem Verfügungswissen, das im Zentrum der zeitgenössischen Wissenschaft und Bildung steht, ein „Orientierungswissen“ gefordert wird, das dazu hilft, sich in der Welt zurechtzufinden, über die man kraft seines Wissens verfügen möchte.

Jesus Sirach, zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts schreibend, möchte das Wissen seiner Zeit mit der Weisheit verbinden. Stärker als anderswo dringt bei ihm die griechisch geprägte Wissenschaftskultur in einen biblischen Text ein. Er fühlt sich den zeitgenössischen Vorstellungen von einer die ganze Welt durchdringenden Vernunft nahe; doch er lobt zugleich den Schöpfer für die Weisheit, die von ihm kommt und bei ihm bleibt. Er weist dem menschlichen Erkenntnisstreben einen hohen Rang zu. Aber er unterscheidet dieses Erkenntnisstreben von der Weisheit, die bei Gott ihren Ursprung hat und an der wir Menschen dank der göttlichen Gebote Anteil haben können. Wenn wir uns solcher Weisheit öffnen, achten wir wissenschaftliches Erkenntnisstreben als eine vorzügliche Weise dafür, sich seines Verstandes zu bedienen. Aber auch die Wissenschaft wird von fehlergeneigten Menschen betrieben. Wer – und sei es in einem Jubiläumsjahr – die Geschichte einer Universität an sich vorbeiziehen lässt, bekommt es nicht nur mit wissenschaftlichen Höchstleistungen, sondern auch mit Irrtümern, ja sogar mit Taten

der Verblendung zu tun. Wir alle sind auf Weisheit angewiesen, auf die aus Erfahrung gespeiste Fähigkeit, mit erworbenem Wissen angemessen umzugehen.

Doch was ist die Quelle solcher Weisheit? Jesus Sirach sieht diese Quelle in der Gottesfurcht. Das ist erneut eine sperrige Auskunft. Denn die Gottesfurcht wird an der Börse des Wissens keineswegs als Wertpapier gehandelt. Für den Umgang mit erworbenem Wissen auf die Gottesfurcht zu verweisen, heißt doch, den forschenden Menschen erneut einer anderen Macht als dem eigenen Verstand zu unterwerfen. Ist nicht genau deshalb der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, also Aufklärung, gefordert worden? Was kann eine Universität, die sich dem Leitwort „Semper apertus“ verschreibt, mit Gottesfurcht anfangen? Die Bereitschaft, „immer offen“ zu sein, meint doch die Absage an jede Voreingenommenheit, auch die durch die Gottesfurcht. Alles ist vorurteilsfrei zu prüfen, um der Wahrheit näher zu kommen!

Der Geist, aus dem heraus Jesus Sirach spricht, wird mit einem solchen Einwand nicht getroffen. Was er meint, bezeichnen wir vielleicht besser und deutlicher als Ehrfurcht. Es geht um eine Haltung, die Gott die Ehre gibt. Was könnte heute dringlicher sein als dies? Trotz neuer Religionsdebatten ist unsere Gegenwart noch immer von einer weitgehenden Gottvergessenheit geprägt. Sie aber taugt nicht als Axiom einer zukunftsfähigen Wissenschaftskultur. Wohin es führen kann, wenn die Unterscheidung zwischen dem ewigen Gott und dem endlichen Menschen vergessen wird, zeigt sich beispielhaft in der Unbefangenheit, in der manche

Wissenschaftler von Unsterblichkeitsenzymen oder Ewigkeitsgarantien reden. Gottvergessenheit verhilft nicht unbedingt zu einer präzisen Wissenschaftssprache.

Wer sich der Gottvergessenheit nicht ausliefern will, wird sich freilich auch davor hüten, Gott auf menschliches Maß zurechtzustutzen. Er wird sich dem Erschütternden der Gottesbegegnung und der Verwunderung über den Lebensraum stellen, in den Gott uns weist. „Je genauer wir verstehen, desto größer soll das Staunen sein“, hat der Pianist Alfred Brendel gesagt. Solches Staunen kann man auch von Wissenschaftlern lernen. Hinter jeder Antwort, die wir finden – so hat es der Astrophysiker Günther Hasinger ausgedrückt – warten fünf neue Fragen, deren Antworten wir nicht kennen.

So hat es doch einen Sinn, dass die Wissenschaft sich an einer Heuristik der Furcht, an einer Findelehre der Gottesfurcht orientiert? Der jüdische Philosoph Hans Jonas hat diesen Vorschlag gemacht. Sein Vorschlag stößt auf viel Gegenwehr. Man hält ihm vor, damit schüre er das Vorurteil, dass die Dinge sich immer eher zum Schlechten als zum Guten entwickeln. Die Heuristik der Furcht wird in aktuellen Debatten abgelehnt, weil sie vermeintlich stets mit dem Argument des Dammbrochs verbunden sei, wonach jede Entscheidung dazu, von neuen Möglichkeiten – beispielsweise in der Reproduktionsmedizin – Gebrauch zu machen, eine Flut zur Folge hat, deren man nicht mehr Herr werden kann.

Doch der Vorschlag von Hans Jonas ist nicht eine Einladung zur „German Angst“, zu einer unbestimmten Abwehr des Neuen. Vielmehr lässt er die Furcht nur als begründete Furcht gelten und rät

dazu, ihr eher früher als später Raum zu geben – aber nicht in passivem Nichtstun, sondern in bewusstem, zukunftsorientiertem Handeln. Lehrt Fukushima nicht, dass eine solche Heuristik der Furcht durchaus zu umsichtigem und weitsichtigem Handeln helfen kann – vielleicht sogar zeitiger, als es dieses Mal geschieht?

Der Philosoph Hans Jonas ist der Findelehre der Gottesfurcht viel näher, als seine Kritiker meinen. Nur mit der Kategorie des Heiligen lässt sich nach seiner Überzeugung eine Ethik entwickeln, die die extremen Kräfte zu zügeln vermag, über die wir heute verfügen. Im wissenschaftlich-technischen Zeitalter wieder vom Heiligen zu reden: das ist der wahre Kern einer Heuristik der Ehrfurcht. Wissenschaftliche Wahrheitssuche wird durch eine solche Heuristik nicht gebremst; sie wird motiviert und anerkannt. Aber ihr wird eine Demut mitgegeben, in der menschlichem Wissen nicht länger göttliche Allmacht zuerkannt wird.

Je mehr wir wissen, desto mehr Weisheit brauchen wir, um mit diesem Wissen umzugehen. Je mehr wir können, desto mehr sind wir auf Gottesfurcht angewiesen, um dieses Können angemessen zu gebrauchen. In einer Zeit, in der die Wissenschaft zur wichtigsten Produktivkraft geworden ist, ist die Gottesfurcht der Anfang der Weisheit.

Amen.